

Film

FILMBÜCHER

Licht und Finsternis

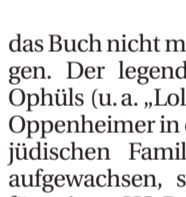
ANKE WESTPHAL
über die Memoiren von
Gérard Depardieu sowie
Max Ophüls und das frühe Kino
des Berliner Ostens

Der französische Schauspieler Gérard Depardieu ist kein anschnieglicher Mensch. Diverse Skandalmeldungen kursierten in den vergangenen Jahren über den Künstler: Alkoholexzesse, Steuerhinterziehung, öffentliches Pinkeln im Flugzeug – und dazu noch die Freundschaft zu Wladimir Putin. Derselben widmet Depardieu ein eigenes Kapitel in seiner jüngst erschienenen Autobiografie.



„Es hat sich so ergeben“. Es ist ein knappes, fast lakonisches Buch, in dem dieser große Schauspieler die Dinge, die ihn bewegt haben und noch bewegen, in kurzen Kapiteln erörtert. Auch die Freundschaft zu Putin. Das Entwaffnende an Depardiens Texten ist: Er entschuldigt sich für nichts, sondern schreibt einfach auf, was er erlebt hat und wie ihn das prägte. Depardieu, 1948 in Châteaurox als ungewolltes drittes von sechs Kindern eines Blechschmieds geboren, hat in dem vielfach kritisierten russischen Staatschef einfach sofort den ähnlich vom Leben geprägten Mann erkannt. Das hat ihm genügt. Und nun muss es auch dem Leser genügen.

Kürzlich hat der Dokumentarfilmregisseur Marcel Ophüls seine Memoiren veröffentlicht. Grund genug für den Alexander Verlag, die Lebenserinnerungen von dessen Vater Max Ophüls (1902–1957) wiederaufzulegen. Eine ausgezeichnete Idee: Was für eine köstliche Lektüre! Schon die von Marcel als Einleitung zusammengefasste Entstehungs- und Auffindungsgeschichte dieser Erinnerungen lassen einen



das Buch nicht mehr aus der Hand legen. Der legendäre Regisseur Max Ophüls (u. a. „Lola Montez“), als Max Oppenheimer in einer wohlhabenden jüdischen Familie in Saarbrücken aufgewachsen, sollte in Hollywood für seinen US-Produzenten ein paar biografische Notizen verfassen, fand aber glücklicherweise erst nach gut 200 Seiten ein Ende. Von Helmut G. Asper exzellent ediert, ist „Spiel im Dasein“ auch ein Zeitbild des 20. Jahrhunderts.

Vom 12. bis zum 14. März 1914 zeigten die Thalia-Lichtspiele in der Großen Frankfurter Straße/Ecke Lebusener Straße die



„Größte Sensation des Ostens“: das Filmdrama „Die Finsternis und ihr Eigentum“, sechs Akte, Spieldauer zwei Stunden. Diese und andere Informationen und viele Geschichten über die frühen Jahre des Kinos kann man dem liebevoll edierten, mit zahlreichen Fotos sowie Abbildungen alter Dokumente versehenen Sammelband „Die Welt im Licht“ entnehmen. In ihm bündeln Esther Sabelus und Jens Wietschorke erstmals Forschungsnotizen, Reportagen und Kartierungen zum Lichtspielwesen im Berliner Osten zwischen 1900 und 1930. Enthalten sind auch die Studie von Eduard Bruhns „Kinematographen-Theaterbesuchen“ von 1912 und ein Text von Siegfried Kracauer über „Kino in der Münzstraße“ (1932). Eine Karte sowie eine umfassende Dokumentation vervollständigen dieses Kompendium, das wundervoll erklärt, wie Kinos in den Berliner Stadtplan gelangten.

Gérard Depardieu: Es hat sich so ergeben Aus dem Französischen von Véronique Grosjean. Verlag Das Neue Berlin, 192 S.; 19,99 Euro.

Max Ophüls: Spiel im Dasein. Eine Rückblende Alexander Verlag, 352 S.; 24,90 Euro.

Esther Sabelus/Jens Wietschorke: Die Welt im Licht. Kino im Berliner Osten 1900–1930 Panama Verlag, 272 S.; 26,90 Euro.



Zwei schöne Menschen, die Spaß haben: Andre (Chris Rock) und Chelsea (Rosario Dawson).

Payback und Blowjob

Chris Rock macht sich in seinem Film „Top Five“ auf die Suche nach dem Echten und Wahren in Hollywood

VON CHRISTIAN SCHLÜTER

In dem Film „Top Five“ spielt der Komiker Chris Rock den Komiker Andre Allen, der eigentlich aber auch Chris Rock selbst sein könnte, da den Komiker Andre Allen eben solche Probleme drücken, die jeden Komiker irgendwann einmal drücken. Echte Komiker-Probleme also, allen voran dieses hier: Hilfe, ich kann nicht mehr komisch sein, mir fallen keine Witze ein – niemand will mich noch sehen! Dann aber auch dieses: Mist, alle denken, ich bin immer nur komisch, also oberflächlich – niemand nimmt mich und mein Menschsein noch ernst. Okay, und jetzt die Frage an den geneigten Kinogänger: Muss ich der witzlos gewordenen Witz und der nicht ernst genommene Ernst eines Komikers interessieren? Genauer gefragt: Wie interessant ist es, wenn ein Komiker über sein Komiker-Dasein erzählt?

Zugegeben, das Thema ist klassisch. Niemand Geringeres als Woody Allen hat sich in „Stardust Memories“ (1980) ausführlich damit beschäftigt. Vielleicht möchte uns Chris Rock daran erinnern – schließlich heißt sein Protagonist mit Nachnamen ebenfalls Allen. Wenn das so ist, wird allerdings ein dramatischer Unterschied deutlich: Woody Allen, ein Meister nicht nur des Komischen, sondern auch des Tragischen, also des Ab-

gründigen, leuchtet die existenziellen Untiefen einer künstlerischen Krise erbarmungslos, also bis zur Unerträglichkeit aus; Chris Rock bleibt dagegen einfach nur oberflächlich und sein Humor bestenfalls vorlaut. Und das hat gar nicht einmal damit zu tun, dass er uns seit krachkomischen Schenkelklopfern wie „Beverly Hills Cop II“ (1987), „Beverly Hills Ninja – Die Kampfzwur“ (2001) oder „Kinds-köpfe“ (2010) als feste Hollywood-Größe für den schnellen Witz, den Gag bekannt ist.

Vielmehr scheitert Rock mit seiner eigenen Geschichte. Von Beginn seiner Karriere an bis heute steht er nämlich auch als Stand-up-Comedian auf der Bühne. Und genau aus der Differenz zwischen Kino und Bühne, Hollywood und Live-Auftritt soll „Top Five“ seine eigentliche Botschaft gewinnen: Das Filmgeschäft ist verderbt und lügenhaft, die Bühnenbretter aber sind ein Ort der Wahrhaftigkeit. Fassen wir das kurz zusammen, dann haben wir es mit einem Komiker zu tun, der von Komiker-Problemen erzählt, und zugleich mit einem Film, der vom Filmgeschäft handelt. Und als wäre das nicht schon genug, wird dieser selbstbezügliche Quark dann auch noch zu einem kulturkritischen Statement verrührt, das seinerseits den Anspruch hat, unterhaltsam zu sein. Ein bisschen viel.

Der Plot von „Take Five“ holpert dann so vor sich hin: Andre Allen ist mit dem Reality-Soap-Star Erica Long (Gabrielle Union) verlobt und deswegen vollkommen eingebunden in die fernsehgerechte Dauerschaustellung seines Privatlebens. Für Erica ist – wie sie Andre mit entwaffnender Offenheit erklärt – die anstehende Heirat eine Art Payback für all die Blowjobjobs, die sie ihm so aufopferungs- wie hingebungsvoll verpasste, wenn er erschöpft nach Hause kam. Andre bemerkt hier den schönsten Deal – für echte Gefühle ist da kein Platz mehr. Er will da raus, er will ein neues Leben. Dazu passt auch, dass er die Lust an der Komik verloren hat und stattdessen beabsichtigt, mit einem bluttrüben Historien-Schinken über den Sklaven-Aufstand auf Haiti in den Jahren 1791 ff als ernsthafter Schauspieler zu reüssieren.

Der Mann hat es nicht leicht. Zum Glück heftet sich die Journalistin Chelsea Brown (Rosario Dawson) an seine Fersen. Sie möchte eine „rückhaltlos wahre“ Geschichte nicht nur über den Komiker, sondern auch den Menschen schreiben. Und schon kommen sich die beiden näher, die Aussicht auf Wahrheit und Wahrhaftigkeit entfaltet im hollywoodesken Lügenstadt nur zu leicht ihren unwiderstehlichen Charme: Endlich ehrlich, endlich erlöst vom Trug! Umso größer ist die Enttäuschung Andres,

als er herausfindet, dass Chelsea sich hinter dem Pseudonym James Nielson verbirgt und also der ominöse Großkritiker der New York Times ist, der seinen ambitionierten Haiti-Film soeben als „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ in Grund und Boden gestampft hat.

Herr je, die Welt ist schlecht. Eigentlich. Denn Chelsea, die in ihrem tiefsten Inneren eine gute Seele ist und ihr böses Tun sogar tränenecht bereut, führt Andre in einen Kellerclub, in dem sich die besten Stand-up-Comedians der Stadt auf der Bühne treffen. Andre Allen/Chris Rock legt hier einen furiosen Auftritt hin und fühlt sich danach wie neugeboren – das war das Echte, wonach er so lange gesucht hatte. Wir, die Kinogänger, freuen uns für ihn. Aufrichtig! Aber sonst? „Top Five“ bietet uns einige wenige, wirklich nette Gags, die wir hier selbstredend nicht verraten, und empfiehlt uns ansonsten, dem Lügen-Biz von Hollywood nicht zu trauen. Danke dafür. Nötig wäre das allerdings nicht gewesen.

Top Five USA 2014. Regie & Drehbuch: Chris Rock, Kamera: Manuel Alberto Claro, Darsteller: Chris Rock, Rosario Dawson, Gabrielle Union, Kevin Hart, Sherri Shepherd, J. B. Smoove, Whoopi Goldberg, Adam Sandler, Jerry Seinfeld u. a.; 102 Minuten, Farbe. FSK ab 12.

DAS FLIEGENDE AUGE

Es lebe die Kunst!

CLAUS LÖSER
über eine Werkschau mit Filmen
der Kamerafrau Sophie Maintigneux,
die auf ein spannendes Œuvre verweisen



Sie kann was: Sophie Maintigneux, französische Kamerafrau.

Mit 23 Jahren fotografierte Sophie Maintigneux ihren ersten langen Film: „Das grüne Leuchten“ (Le Rayon Vert) von Eric Rohmer. Die im wahrsten Sinn des Wortes wunderbare Sommer-Tragikomödie gewann 1986 in Venedig einen Goldenen Löwen. In diesem Debüt sind bereits alle Qualitäten sichtbar, die das Œuvre der Kamerafrau bis heute auszeichnen. Ihr Blick begleitet die Irrwege der verzweifelt nach Glück suchenden Heldin voller Empathie, wahr aber dabei stets auch eine diskrete Distanz. Sie sucht keine spektakulären Bilder, die das Innenleben der Figuren illustrieren sollen. Vielmehr baut sie visuelle Spannungsräume, in denen Unerwartetes lauert. Es könnte dieses mitunter überraschende Pendeln zwischen fast tänzerischen, dann wieder sehr strengen Perspektiven gewesen sein, das Jean-Luc Godard ein Jahr später veranlasste, die junge Frau für seine Verfilmung von „König Lear“ zu verpflichten. Er spürte hier wohl eine Unruhe, die seiner eigenen, kontrapunktischen Rastlosigkeit sehr nahe kam.

Nach der Zusammenarbeit mit Rohmer und Godard, zwei Großmeistern der Nouvelle Vague, hätte Sophie Maintigneux in ihrer Heimat nahezu jeden Film drehen können. Stattdessen ging sie nach West-Berlin. Dort traf sie den Regisseur Michael Klier, der 1988 seinen Spielfilmerstling „Überall ist es besser, wo wir nicht sind“ vorbereitete. Klier, der vorher bei Truffaut hospitiert hatte, erhoffte sich durch die jüngere französische Kollegin eine unverstellte Sicht auf die deutsche Wirklichkeit. Der Film wurde zu einem großartigen Dokument über die Inselstadt West-Berlin, die kurz vor der Wiedervereinigung mit Ost-Berlin stand – was damals niemand ahnen konnte. Im Film allerdings ist das Provisorische des politischen Status quo sehr genau spürbar – das macht ihn visionär. Nach dem Fall der Mauer drehten Maintigneux und Klier gemeinsam „Ostkreuz“ (1991). Noch einmal gelang es dem Duo, einen Moment des historischen Übergangs mithilfe unscheinbarer Figuren auf den Punkt zu bringen. Die damals 16-jährige Laura Tonke als Streunerin und der grandiose polnische Schauspieler Miroslaw Baka (bekannt aus Krzysztof

Kieslowskis „Ein kurzer Film über das Töten“) als Ganove bildeten dabei eines der merkwürdigsten Paare des deutschen Kinos.

Seit 1989 zeichnete Sophie Maintigneux bei mehr als 50 Filmen für die Bildgestaltung verantwortlich, die meisten dieser Filme entstanden in Deutschland. Eine repräsentative Auswahl zeugt jetzt im Rahmen einer Werkschau im Kino Arsenal von dieser Leistung. Neben Dokumentarfilmen von Lilo Mangelsdorff („Damen und Herren ab 65“), Helga Reidemeister („Gotteszell – Ein Frauengefängnis“) oder Mirjam Kubeschka („Balordi“) sind auch „Ostkreuz“ von Michael Klier und Rohmers „Das grüne Leuchten“ zu sehen (Godards „King Lear“ leider nicht). Entdeckungswert sind unbedingt zwei Werke des schweizerischen Filmmachers Marcel Gisler. „Fögi ist ein Sauhund“ (1998) schildert die unmögliche Liebe zwischen einem abgetakelten, drogensüchtigen Rockstar und einem 16-jährigen, verunsicherten, jungen Mann. Die Kamera torkelt, taumelt, strauchelt, wird zum Spiegel der Haltlosigkeit. „Rosie“ (2013) erzählt vom Trotz einer alten Dame, dem irdischen Leben zu entsagen, und von ihrer Weigerung, sich von ihren Kindern ins Heim abschieben zu lassen.

Alle von Sophie Maintigneux visuell verantworteten Filme zeugen von unbändiger Entdeckungslust. Die Kamerafrau hat sich längst in die deutsche und europäische Kinematografie eingeschrieben. Als Filmhochschullehrerin hat sie zudem ganze Generationen von Studierenden geprägt. Und natürlich wäre sie eine würdige Direktorin der Deutschen Film- und Fernsehakademie (DFFB). Ihre Retrospektive im Arsenal rückt eine in der aktuellen Diskussion sträflich vernachlässigte Kategorie in den Mittelpunkt – die der künstlerischen Relevanz. Statt von Verfahrensfehlern, parteipolitischen Gewohnheitsrechten oder kaufmännischen Erwägungen zu reden, könnte es doch zur Abwechslung erst einmal um inhaltliche und ästhetische Kategorien gehen. Es lebe die Kunst!

Kamera: Sophie Maintigneux Kino Arsenal ab 17. April.

Amoklauf gegen das Leben

Von der Krise an die Wand gedrängt, greift eine Griechin zu drastischen Mitteln

VON KERSTIN KRUPP

Diesen Moment fürchtet jeder. Die Augen aufzumachen und festzustellen, dass das ganze Leben nichts als eine Lüge ist, dass sich eine neue, grelle, kalte Welt auftut, in der den Menschen nicht gleiche Möglichkeiten gegeben sind, die Liebe nicht selbstlos und ewig atmet, das warme Nest der Familie plötzlich Dornen und Fallen zeigt. Die Fürsorge der Eltern, die Nähe zur Schwester, die Leidenschaft des Partners – alles nur ein Irrtum?

Mit dieser Frage sieht sich Maria (Angeliki Papoulia) konfrontiert in dem griechischen Film „A Blast“, was so viel wie Ausbruch oder Explosion bedeutet. Für Maria fliegt alles in die Luft vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Krise Griechenlands. Die einzige Antwort, die die junge Mutter darauf findet, ist ein Amoklauf gegen alles, was ihr etwas bedeutete.

In seinem zweiten Spielfilm lässt der Regisseur Syllas Tzoumerkas dem Zuschauer kaum Zeit zum Atmen. In einer rasanten Fahrt, die immer wieder durch verschiedene Zeitebenen vor- und zurückspringt, erzählt er vom Leben, der Liebe und den Träumen Marias, die den dramatischen Auswirkungen der Krise in Griechenland zum Opfer fallen. Es dauert eine Weile, bis der Zuschauer die Ereignisse sortiert hat und sich im Leben der Protagonistin zurechtfindet – und sich mit ihr anfreundet. Die starke Expressivität von Tzoumerkas' Hauptfigur ist recht gewöhnungsbedürftig.

Angeliki Papoulia verkörpert diese Frau in jedem Alter und jeder Stimmung, von hysterisch bis angespannt, mit einer vibrierenden Energie. Und Papoulia Schauspielerei kann man sich nicht entziehen. Als junges Mädchen träumt die idealistische Maria von einem Jura-Studium, um sich für eine bessere Welt einzusetzen. Tatsächlich meistert sie die Aufnahmeprüfung an der



Irgendwann kann sie nicht mehr: Maria (Angeliki Papoulia).

Athener Fakultät. Dort bleibt sie allerdings nicht lange; dann verlässt sie die Universität wieder, um im elterlichen Laden zu helfen. Die Mutter sitzt im Rollstuhl und kann nicht arbeiten; der Vater geht in Rente und will nicht; und Marias Schwester Gogo (Maria Filini) fehlt schlicht der logisch-rechnerische Verstand für das kleine Geschäft. Maria nimmt das zunächst gelassen hin, sicher getragen von der Liebe zum attraktiven Tankerkapitän Yannis (Basile Doganis). Die beiden haben drei Kinder miteinander.

Das Idyll endet, als Maria entdeckt, dass die Mutter jahrelang keine Steuern bezahlt und die Familie darüber belogen hat. Die Schulden der Elterngeneration belaufen sich in diesem Fall nun auf fast 200.000 Euro; das Haus in Athen, das Geschäft und die Ferienwohnung am Meer sind von Pfändung bedroht. Von der Familie erfährt Maria indes keine Hilfe. Die Schwester hat sich mit ihrem Mann, dem Geschäftsführer einer Müllsortieranlage, den erstarkenden Neo-Faschisten angeschlossen; beide kokettieren mit ihrer gesellschaftlichen Stellung. Marias Mann Yannis ist ohnehin die meiste Zeit des Jahres auf See. Und die gelangweilten Bankangestellten bieten weder Rat noch Empathie. Das ist mehr, als Maria ertragen kann – in einer Geschichte, wie sie aktueller nicht sein könnte.

A Blast – Ausbruch Griechenl./Dtl./Niederl. 2014. Regie: Syllas Tzoumerkas, Drehbuch: Syllas Tzoumerkas, Youla Boudali, Kamera: Pantelis Mantzanas, Darsteller: Angeliki Papoulia, Basile Doganis u. a.; 83 Minuten, Farbe. OmU. FSK ab 12.